

Mit Ordensfrau auf Irrfahrt im Rotlichtviertel

Urner Geschichten | Erinnerungen von Krankenpfleger Werner Ziegler

Über 40 Jahre lang war Werner Ziegler als Krankenpfleger und Krankenwagenfahrer im Einsatz. Seine Geschichten beleuchten eine Zeit, in der im medizinischen Bereich noch nicht alles durchorganisiert war.

Walter Bär-Vetsch

Am 1. Januar 1967 begann Werner Ziegler, Seedorf, seine Anstellung im Kantonsspital Uri. Nach rund 41 Jahren als Krankenpfleger trat er im 2008 in den wohlverdienten Ruhestand. Bei der täglichen Arbeit half damals vielfach eine gut überlegte Improvisation oder der gesunde Menschenverstand, im Gegensatz zu heute, wo alles durch- und manchmal auch überorganisiert ist. Gerne schwelgt Werner Ziegler in seinen Erinnerungen an die damalige Zeit, vor allem an zahlreiche Anekdoten.

Ganz in Weiss

Beim Vorstellungsgespräch, zu dem ich in sonnätlicher Kluft aus dem Isental nach Altdorf angereist war, empfahl mir der damalige Spitalverwalter, am ersten Tag ganz in Weiss, mit weisser Hose und weissem Hemd, zu erscheinen. Voller Stolz über die zugesagte Anstellung als Pflegehilfe kaufte ich mir eine weisse Hose, wie sie die Maler damals trugen. Natürlich schien mir für meine Arbeit im Spital nur das beste Hemd mit langen Ärmeln und die goldenen Manschettenknöpfe gut genug. Gekleidet wie ein Ratsherr meldete ich mich am ersten Arbeitstag bei Schwester Makaria auf der Chronischkranken-Abteilung. Sie sah mich von oben bis unten an, staunte, sagte aber nichts. Die Klosterfrau wies mich an, sie bei der Patientenpflege zu unterstützen. Ich half ihr, die Patienten zu waschen. Dabei musste ich diese an Schulter und Gesäss fassen und drehen. Damals gab es noch keine Gummihandschuhe. Dass viele Patienten über Nacht ins Bett gemacht hatten, störte mich eigentlich nicht. Doch meine Hemdenärmel verfärbten sich nach und nach. Schwester Makaria riet mir, die Manschettenknöpfe zu entfernen und die Ärmel umzukrempeln. Dies erleichterte das Hände- und Armewaschen. Am Ende meines ersten Arbeitstages hatten mein ursprünglich weisses Hemd und die Manschettenknöpfe eine gründliche Reinigung nötig. Erst jetzt verriet mir Schwester Makaria, dass der Spitalverwalter wohl weisse Dienstkleidung gemeint hätte, als er mich am Vorstellungstag angehalten hatte, in Weiss zu erscheinen. Aber wie sollte ich das damals als unerfahrener Bauernbub auch wissen? Am nächsten Tag trug ich dann die vom Spital zur Verfügung gestellte weisse Dienstkleidung.

Unter dem Patienten

Zu meinen Aufgaben als Krankenpfleger – ich hatte inzwischen die entsprechende Ausbildung gemacht – gehörten auch die Krankentransporte. Mit Schwester Alena, der damaligen Schwester Oberin, einer temperamentvollen Klosterfrau, musste ich einen rund 150 Kilogramm schweren Patienten ins Spital holen. Schwester Alena nahm hinten beim kaum mehr ansprechbaren Patienten Platz. Auf der Fahrt ins Spital erhielt ich beim Teildenkmal über Funk die Anweisung, mich zu beilen, denn ein Patient mit einem Herzinfarkt müsse anschliessend zu Hause abgeholt werden. Ich schaltete Blaulicht und das Martinshorn an, fuhr mit Vollgas beim Restaurant Tell in die Kurve und hörte es im Patientenraum rumpeln. Beim Spital öffnete ich die hintere Tür. Schwester Alena schrie mir entgegen: «Herr Ziegler, Herr Ziegler, ich erstickte! Helfen Sie mir!» Sie lag unter dem von der Liege gekippten Patienten und konnte sich nicht mehr bewegen. Mit herbeigerufener Hilfe



Ein altes Ambulanzfahrzeug des Kantonsspitals Uri.

gelang es mir, Schwester Alena aus der misslichen Lage unter dem schweren Patienten hervorzuziehen.

Verirrt im Zürcher Niederdorf

Mit einer Nonne, die mich als Krankenbetreuerin begleitete, musste ich einen Patienten ins Zürcher Waid-Spital überführen. Auf der ganzen Fahrt nach Zürich hoffte ich, dass ich das Spital fände. Da ich noch nicht oft im Stadtverkehr unterwegs gewesen war, war ich sehr aufgeregt. Auf der Bellevuebrücke bog ich links statt rechts ab und verfuhr mich prompt ins berühmte Niederdorf. Ich hielt an. Die Schwester war über mein Fahrverhalten erbost. Verärgert stieg sie aus und steuerte das nächstgelegene Restaurant an, um nach dem Weg zu fragen. Die Leuchtreklame und der Schaukasten beim Eingang verhiessen nichts Gutes: eine zwielichtige Bar. Wenige Augenblicke später erschien die Schwester wieder, aschbleich im Gesicht. Sie murmelte: «Furchtbar, furchtbar, wie Sodom und Gomorra, grusig, grusig. Alle Frauen drinnen sind fast ganz nackt.» Wir fanden dann das Waid-Spital dennoch. Auf der Heimfahrt war meine Krankenbegleiterin ganz in sich gekehrt, über die gesehenen Sünden nachdenkend.

Eine Bergung im Ried

Im Ried, gegenüber Intschi, war eine Frau auf einer Wanderung verunfallt. Wir stellten unseren Krankenwagen auf dem schmalen Fahrweg ab. Erst beim Aussteigen sah ich, dass Schwester Alena ihre weisse Berufskleidung und weisse «Zoggäli» trug. Die Verunfallte lag etwa 50 Meter oberhalb der Strasse, in sehr steilem und unwegsamem Gelände. Ihr verängstigter Ehemann kniete neben ihr. Mit der Bahre und einem Seil stieg ich zur Unfallstelle hoch, während Schwester Alena beim Krankenauto wartete. Mithilfe des Ehemanns legte ich die verletzte Frau auf die Bahre. Dann band ich das Seil an den Bahrenkopf. Das andere Seilende schlang ich um

einen Baum und warf es Schwester Alena zu. Ich wies sie an, guten Stand zu nehmen und uns beim Hinunterlassen der Bahre zu sichern. Anfänglich ging alles ganz gut. Doch auf halber Höhe mussten wir die Bahre mit all unseren Kräften bremsen, denn sie kam immer schneller in Fahrt. Etwas mit der Seilsicherung stimmte nicht mehr. Und richtig! Uns kam Schwester Alena entgegen. Sie hatte in ihren «Zoggäli» den Halt verloren. Verzweifelt hielt sie das Seil weiterhin fest und wurde als Gegengewicht zur beladenen Bahre wie ein Stück Holz den Hang heraufgeschleift, im gleichen Tempo wie die Bahre talwärts rutschte. Ohne Schuhe und in zerrissener Berufskleidung lag sie nun neben uns im Dreck. Es gelang uns dann mit vereinten Kräften, die Patientin und Schwester Alena zum Krankenwagen abzuseilen. Doch nicht genug, auf der Fahrt zurück brannte die Fahrzeugkupplung durch. Ich musste im Spital als Ersatz den zweiten Krankenwagen bestellen.

Eine rasante Schlittenfahrt

In einem Ferienlager im Brunnital war eine junge Frau erkrankt. Schon am Taleingang blieben wir mit unserem Krankenauto im Schnee stecken. Zu Fuss marschierten Schwester Alena und ich mit der Krankenbahre zum Lagerhaus. Wir legten die Patientin auf die Bahre und die Bahre auf einen bereitgestellten «Hooräschlittä». In rasanter Fahrt ging es nun Richtung Unterschächen. Als Bauernbub hatte ich beim Holzen gelernt, einen Schlitten zu führen. Schwester Alena sass hinten bei der Patientin. Unten beim Krankenauto angekommen, musste Schwester Alena wieder zurücksteigen, um ihre auf der Fahrt verlorene Kopfhäube – wegen ihrer Grösse Fallschirm genannt – zu holen.

Holen oder bringen

Zusammen mit dem Buchhalter – auch er musste damals im Spital Ambulanzfahrtdienst leisten – fuhr ich an

einem Nachmittag mit dem Krankenwagen nach Wassen. Im fraglichen Haus erkundigten wir uns, wo der Patient läge und wie sein Zustand sei. Die anwesende Frau war über unsere Fragerei erstaunt. Wir verhielten uns sehr einfühlend, weil wir den Zustand des Patienten ja nicht kannten. Auf einmal löste sich die Schweigsamkeit der Frau: «Sie müssen meinen Mann gar nicht holen! Sie hätten ihn mir vom Spital heimbringen sollen!» Wie zwei begossene Pudel schlichen wir uns davon. Wir holten den Patienten ins Spital und fuhr ihn heim nach Wassen. Natürlich verrechnete dann unser Buchhalter nur eine Fahrt.

Praktikant auf der Überholspur

Einmal musste in Isenthal eine Patientin geholt werden. Da ich dort aufgewachsen war, kannte ich ihr Haus und wusste um die prekären Wegverhältnisse. Entsprechend zog ich gutes Schuhwerk an. Als Begleiter nahm ich einen jungen Pflegepraktikanten mit. Wir konnten bis ins Grosstal fahren, mussten dann aber noch eine viertelstündige Wegstrecke durch den rund 30 Zentimeter hohen Schnee zurücklegen. Beim Herausziehen der Bahre schwante mir Böses: Mein Begleiter hatte nur seine weissen «Zoggäli» an. Wir luden die Patientin, festgebunden auf der Bahre, auf einen «Hooräschlittä» und steuerten den steilen Hang hinunter auf den Krankenwagen zu. Ich führte den Schlitten, mein Begleiter bremste ihn mit dem angebundnen Seil. Immer wieder mussten wir anhalten, weil er seine Schuhe verlor. Kurz vor dem Ziel, bei der steilsten Stelle, verlor mein Praktikant plötzlich den Halt und fiel hin. Auf allen vieren rutschte er am «Hooräschlittä» vorbei in die Tiefe. Mit grossem Glück konnte er sich unten auf der Strasse auffangen. Für den Spott meiner Kollegen in Isenthal musste ich nicht sorgen. Ihr Krankenpfleger und sein Pflegepraktikant waren in den nächsten Wochen ein beliebtes Gesprächsthema.

Einsatz mit der Gitschenen-Seilbahn

Ebenfalls aus Isenthal, von der Alp Gitschenen, mussten wir einmal zu zweit einen grossen Patienten mit einem Schenkelhalsbruch holen. Die Seilbahnkabine war zu klein, um den verletzten Patienten auf der Bahre liegend ins Tal transportieren zu können. Kurz entschlossen nahm der Seilwart die Kabine ab. Es ging, aber wir beiden Helfer hatten neben der Bahre fast keinen Platz. Unter freiem Himmel fuhr wir zu dritt nun talwärts zum wartenden Krankenauto. Während der ganzen Fahrt habe ich mich in meiner Höhenangst an den Gurten der Bahre festgehalten und die Augen zugeedrückt.

Falsche Endstation

Einmal musste ich den Ambulanzfahrer als Krankenpfleger auf einen

Krankentransport begleiten. Der Patient war sehr gesprächig. Auf dem Weg von Erstfeld nach Altdorf erzählte er aus seinem Leben. Interessiert hörte ich zu und achtete nicht auf die Fahrt. In Altdorf hielt der Ambulanzfahrer an. Als ich aus dem Patientenraum ausgestiegen war, staunte ich nicht schlecht. Statt beim Spital waren wir zu Hause beim Ambulanzfahrer. Als ich darüber lachte, war es ihm sehr peinlich. Vermutlich hatte er auf der Fahrt an etwas ganz anderes als den Krankentransport gedacht, die Einfahrt zum Spital verpasst und war in seinen Gedanken versunken nach Hause gefahren. Zum Glück galt der damalige Patient nicht als Notfall.

Suche nach einem starken Helfer

Am einem schönen Sommerabend traf ein Notruf ein, wonach einer von einem Baum heruntergefallen wäre. Eine Krankenschwester begleitete mich. Mit dem Krankenwagen fuhr wir zur Talstation der Luftseilbahn Eggberge. Von dort stiegen wir zu Fuss, bepackt mit der Bahre, zur Unteren Planzern hinauf. Am Unfallort angelangt, sahen wir sofort, dass der Patient den Oberschenkel gebrochen hatte. Seine Frau hatte ihn nach dem Sturz fürsorglich betreut. Mir war sofort klar, dass wir diesen schweren Patienten zu zweit – die Nachtschwester und ich – nicht zu tragen vermochten. Er war zu gewichtig. Da wir kein Funkgerät hatten und das Haus über keinen Telefonanschluss verfügte, stieg ich zu Fuss zur Talstation hinunter und fuhr mit dem Krankenauto ins Spital, um Hilfe zu holen. Dort fand ich jedoch keine passende Begleitperson, da alle anderweitig beschäftigt waren. Ich klingelte beim damaligen Hauswart und erhoffte seine Unterstützung. Auch er war Ambulanzfahrer und hatte gute Kenntnisse in der Krankenpflege. Seine Frau erklärte mir, dass ihr Gatte nach Feierabend noch schnell ins Dorf auf ein Bier gegangen wäre. Doch in welches Restaurant wusste sie nicht. Also fuhr ich mit dem Krankenauto ins Dorf und klapperte die verschiedenen Gaststätten ab. Im vierten Lokal fand ich meinen erhofften Helfer. Er sagte mir seine Unterstützung sofort zu. Wir fuhrten zur Talstation, stiegen zu Fuss zum Unfallort hoch und legten den Patienten auf die Bahre. Der Transport zum Ambulanzfahrzeug gestaltete sich sehr mühsam. Alle 50 Meter mussten wir die Bahre abstellen und eine kurze Verschnaufpause einlegen. Nach rund 3 Stunden erreichten wir das Spital.

Verlegungsfahrt mit dem Wohnmobil

Am einem Sonntagabend traf eine Patientin mit einer Knieverletzung, begleitet von ihrem Ehemann, im Spital ein. Eine baldige Operation war nötig. Doch die Frau wollte sich nicht in Altdorf, sondern in Bern, in der Nähe ihrer Angehörigen, behandeln lassen. Beide Krankenwagen des Kantonsspitals waren jedoch im Einsatz. Aber die Dringlichkeit der Operation verlangte einen schnellen Transport nach Bern. Also rief ich meine Frau Lisbeth, sie machte damals bereits Krankengeleitungen, zu Hause an und fragte sie, ob sie mit unserem Wohnmobil einen Patiententransport nach Bern machen könnte. Auf meine telefonische Anfrage hin übernahm meine Mutter – sie war damals im Samariterverein – die Aufgaben der Begleitung. Zusammen brachten die beiden Frauen die verunfallte Patientin wohlbehütet nach Bern. Die Rückfahrt verschoben sie auf den nächsten Tag; sie übernachteten im Wohnmobil in Bern.

Mit oder ohne Krankenauto

Auf der Altdorfer Herrengasse, nur etwa 200 Meter vom Spital entfernt, hatte sich ein schwerer Autounfall ereignet. Wegen der Nähe zum Spital stellte sich mir die Frage, ob wir mit (Fortsetzung Seite 14)



Der junge Werner Ziegler während seiner Ausbildung zum Krankenpfleger in der damals spitaleigenen Krankenpflegeschule. FOTOS: ZVG

Einfacher ist, gar nicht anzufangen

Rauchfreie Lehre | Ein Projekt der Lungenliga Uri

65 junge Urnerinnen und Urner haben 2013/14 erfolgreich am Tabakpräventionsprojekt «Rauchfreie Lehre» der Lungenliga Uri teilgenommen.

Anfang Juli fand im Kulturzentrum Neubad in Luzern die Abschlussveranstaltung der «Rauchfreien Lehre» statt. Unter allen Teilnehmenden, die das ganze Jahr hindurch rauchfrei geblieben waren, wurden drei nationale Hauptpreise verlost, unter den Teilnehmenden am Schlussevent noch zusätzlich vier kantonale Preise. Die Urner Hauptpreisgewinnerinnen sind: Jasmin Müller, Altdorf (300 Franken), Stefanie Zraggen, Schattdorf (Eintritt Blue Balls Festival), und Angela Baumann, Wassen (Eintritt Seilpark).

Steigende Tendenz

Sehr erfreulich ist die Entwicklung der Urner Teilnehmenden am Projekt «Rauchfreie Lehre»: 2011/12 waren es 24 Urner Lernende, 2012/13 machten 45 mit, und 2013/14 waren es be-

reits 65 Urnerinnen und Urner. Schweizweit haben im vergangenen Projektjahr über 12800 Lernende Nein zur Zigarette gesagt. Alle erfolgreichen nichtrauchenden Lernenden erhielten als Anerkennung für ihren Durchhaltewillen einen Kinogutschein. Die Tabakabstinenz wurde stichprobenmässig mit Kohlenmonoxyd-Tests an 10 Prozent der Teilnehmenden unangemeldet überprüft.

Das Ziel: rauchfrei

Das Projekt «Rauchfreie Lehre» unterstützt Lernende vom 1. bis 4. Lehrjahr in der ganzen Schweiz, rauchfrei zu bleiben oder wieder zu werden. Rauchfreie Lernende werden in ihrer Haltung gestärkt, Nein zu Tabakprodukten zu sagen. Rauchende Lernende werden beim Rauchstopp unterstützt. Die Lernenden verpflichten sich mit ihrer Anmeldung, während eines Lehrjahres rauchfrei zu sein. Jeglicher Tabakkonsum (Zigaretten, Wasserpfeife, Cannabis, Schnupftabak, Snus et cetera) ist während der Arbeit und in der Freizeit untersagt. (e)

Weitere Infos unter www.rauchfreielehre.ch.



Die Urner Gewinnerinnen der Hauptpreise: (von links) Stefanie Zraggen, Jasmin Müller und Angela Baumann.



Unter den Teilnehmenden am Abschlussevent «Rauchfreie Lehre» wurden nochmals vier kantonale Preise verlost.



Blauring- und Pfadmitglieder geniessen gemeinsam das wärmende Lagerfeuer.

FOTOS: ZVG



Die Blauringmädchen Schattdorf zusammen mit ihren Betreuungspersonen.



Die Pfadi begab sich Mitte der Lagerwoche auf einen zweitägigen «Hajk».

«Achtung, fertig, Dschungel» – so das Motto

Sommerlager | Blauring und Pfadi Schattdorf verbrachten eine Woche in Bodio-Cauco (GR)

Am Sonntag, 29. Juni, startete das Dschungelabenteuer des Blaurings und der Pfadi Schattdorf. Gemeinsam nahmen die beiden Gruppen – 26 Blauringmädchen und 20 junge Pfadfinder – die Herausforderungen in der Wildnis in Angriff. Betreut wurden sie von insgesamt zwölf Leiterinnen und Leitern.

Abwechslungsreiches Programm

In Bodio-Cauco im Calancatal bezog der Blauring am Sonntag das Lagerhaus, und die Pfadfinder stellten bei strömendem Regen ihre Zelte auf. Während der ganzen Woche wurde zusammen im Küchenzelt gekocht

und gegessen. Das Programm wurde zum Teil von Pfadi und Blauring gemeinsam bestritten, teilweise aber auch getrennt. So ging beispielsweise die Pfadi am Mittwoch auf die zweitägige Wanderung, den sogenannten «Hajk», während die Blauringmädchen ein abwechslungsreiches Programm auf dem Lagergelände genossen. Dabei wurden auch das Lagerlied und der Lagertanz eingeübt. Am Donnerstag begaben sich auch die Mädchen auf eine Wanderung. Am Mittag trafen sich die beiden Vereine dann im Freiluftbad in Bellinzona wieder, wo der Nachmittag bei herrlichem Sonnenschein im Wasser verbracht wer-

den konnte. Um am letzten Abend des Sommerlagers die Dschungelköniginnen und -könige krönen zu können, wurden täglich Mutproben, auch «Dschungelproben» genannt, durchgeführt. Dabei galt es, beispielsweise Meeresfrüchte zu verschlingen, mit verbundenen Augen Schnecken über den Bauch laufen zu lassen und vieles mehr. Die verschiedenen Dschungelstämme schenkten sich nichts. Der Einsatz war top. Alles in allem darf trotz des mehrheitlich schlechten Wetters auf eine gelungene, unvergessliche Lagerwoche – gespickt mit tollen Abenteuern und vielen lustigen Momenten – zurückgeblückt werden. (e)

(Fortsetzung von Seite 13)

oder ohne Krankenauto zur Unfallstelle gingen. Wir entschieden uns für die schnellere Einsatzvariante – ohne Krankenwagen. Ausgerüstet mit einer fahrbaren Liege, auch «Bananenwagen» genannt, begaben sich eine Narkoseschwester und ich zum Unfallort. Bei ihrem späteren Eintreffen staunte die Polizei nicht schlecht, dass wir schon anwesend waren. Wir versorgten die drei Verletzten mit Infusionen. Drei Zuschauer hielten die Infusionsflaschen in die Höhe. Wir fuhren die drei Patienten, einer nach dem anderen, auf der fahrbaren Liege ins Spital zur Weiterbehandlung. Ein ganz spezielles Bild: eine Narkoseschwester, die Infusionsflasche hochhaltend, und ein Krankenpfleger, die Bahre mit einem Patienten stossend, die mitten im Altdorfer Unterdorf zum Spital rannten.

Rückfahrt ohne Schwester Klara

Zwischen Schattdorf und Erstfeld hatte sich ein schwerer Verkehrsunfall ereignet. Die Unfallmeldung liess Schlimmes erahnen. Deshalb begleitete mich Schwester Klara, eine erfahrene Krankenschwester, zur Unfallstelle. Dort versorgten wir die drei Schwerverletzten mit Infusionen und legten sie auf Vakuummatratzen ins Krankenauto. Damals hatten drei Patienten – zwei übereinander, einer nebenan – darin Platz. Ich setzte mich ans Steuer und fragte bei Schwester

Klara nach, ob alles zur Abfahrt bereit sei. Nach ihrem Ja fuhr ich mit Blaulicht und Martinshorn Richtung Spital. Das Jammern der drei Patienten liess mich auf schwerere Verletzungen schliessen. Doch ich dachte, dass die erfahrene Schwester Klara sich schon melden würde, wenn etwas nicht in Ordnung wäre und ich anhalten müsste.

Im Spital angekommen, öffnete ich den Patientenraum des Autos. Welch ein Schreck! Mir wurde fast schlecht! Wo war Schwester Klara? Nachdem ich die drei Patienten im Spital abgeliefert hatte, fuhr ich zum Unfallort zurück. Schwester Klara stand wartend am Strassenrand. Sie sagte mir, dass sie nach ihrer Bereitschaft zur Abfahrt nochmals ausgestiegen wäre, um etwas zu holen. Dann sei ich schon losgefahren. In ihrer Verzweiflung hätte sie nur noch die Tür zu schlagen können.

Verloren in der Grossstadt

Wegen einer schweren Pilzvergiftung mussten sechs Personen in zwei Krankenwagen vom Spital auf dem schnellsten Weg ins Toxikologische Institut nach Basel überführt werden. Damals gab es noch keine Nationalstrassen. Durch die grösseren Städte lotste mich die aufgebotene Polizei. In Luzern und Olten hatten die «Stadtführungen» bestens geklappt. Auch eingangs Basel sah ich den bereitstehenden Polizisten von Weitem am

Strassenrand winken. Ich war beruhigt, war dies doch meine erste Fahrt in die Stadt am Rhein. Sofort stieg der Polizist auf sein Motorrad und winkte uns, ihm nachzufahren. Doch nach etwa 500 Metern setzte der Töff des Polizisten aus. Ich war, in einer Grossstadt mit regem Verkehr, in Unkenntnis der Wegstrecke, auf mich selbst angewiesen. Den Anschluss zu unserem ersten Fahrzeug hatte ich bereits verloren. In meiner Verzweiflung hielt ich beim nächsten Fussgänger und hiess ihn, einzusteigen. Sein Einwand, dass er dringend zur Arbeit müsste, liess ich nicht gelten. Mit bestimmten Worten wies ich ihn auf seine Unterstützungspflicht hin. Widerwillig stieg er ein und führte mich durch die Stadt zum Toxikologischen Institut. Sicher und rechtzeitig kamen wir an. Unser erstes Krankenauto, gesteuert vom damaligen Küchenchef, wartete bereits auf uns. Mein Basler Lotse begab sich unverzüglich zur Arbeit, sichtlich stolz, dass er einmal mit Blaulicht und Martinshorn durch seine Stadt hatte fahren können.

Vielfältige Verwendung der Ambulanzfahrzeuge

Mit dem Ambulanzfahrzeug gingen wir auch einkaufen. Kartoffeln, Gemüse und Obst holten wir damit auf einer Tagesfahrt von Bauernhöfen im Thurgau. Auch zur Weiterbildung in entferntere Kursorte ging es mit dem Krankenwagen. Auf einer Fahrt nach

Basel fanden darin sechs bis sieben Schülerinnen Platz, vorne in der Fahrerkabine zwei, die restlichen auf Klappstühlen hinten im Patientenraum.

Wünsche über den Tod hinaus

Zu meinen Aufgaben gehörten auch das Einsargen verstorbener Patienten und der Leichentransport. Einmal war unser Leichenwagen für eine Überführung im Ausland unterwegs. Die Trauerfamilie wartete in Seedorf auf das Einsargen ihres verstorbenen Vaters. Kurz entschlossen band ich den leeren Sarg auf meinen roten Opel Kadett und fuhr damit nach Seedorf. Dort sargte ich den Leichnam mit grösster Pietät in der Stube ein. Der Trauerfamilie bot sich nun ein weiteres Transportproblem. Wie sollte der Sarg mit dem Leichnam in die Totenkapelle bei der Pfarrkirche überführt werden? Die Trauerfamilie war damit einverstanden, ja mir sogar sehr dankbar, als ich den Sarg auf den Autodachständer band und den Leichnam zur Aufbahrung in die Totenkapelle fuhr.

Als Krankenpfleger vertrauten mir ältere Patienten auch ihre Wünsche für das Einsargen nach ihrem Ableben an. Diese letzten Wünsche erfüllte ich den Verstorbenen gerne. So wünschte sich eine ältere Frau, dass ich ihr nach ihrem Ableben warme wollene Socken anzöge. Sie hätte immer so kalte Füsse und möchte nicht, dass sie

im Sarg friere. Feinsäuberlich hatte die Frau ihre Socken auf dem zweiten Regal im Kleiderschrank bereitegemacht.

Nur einmal konnte ich einen Wunsch nicht wortgetreu erfüllen. Ein Patient bat mich, ihm nach seinem Tod die Halsschlagader aufzuschneiden, zur absoluten Sicherheit, dass er auch verstorben wäre. Nach dessen Tod rief ich einen zweiten Arzt in die Leichenhalle. Dieser bestätigte zusätzlich zum ersten Arzt den Tod. Mit dieser Absicherung erhoffte ich, dem Wunsch des Patienten in etwa nachzukommen.

Auf den Krankenabteilungen

Viele Anekdoten könnte ich auch als Pfleger auf den Krankenabteilungen erzählen: wie ich einen grossen und kräftigen Patienten, der mit einem Messer bewaffnet war und die Narkoseschwester belästigt hatte, überwältigte, indem ich ihm einen Wäschekorb über den Kopf stülpte und ihn dadurch bis zum Eintreffen der Polizei dingfest machte; wie ich einem Patienten ins Zimmer 409 – ins damalige «Verbrecherzimmer», vergittert und mit unzerbrechlichem Glas ausgestattet – mehrere Leintücher brachte, da er angeblich nachts fröre, er diese dann aber aneinanderknüpfte, zum Abseilen benützte und in die dunkle Nacht verschwand; oder wie ein Mann im Spital eintraf, sein gebrochener Arm mit Schichten von Zeitungspapier «geschiebt».